



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus der römischen Kaiserzeit : die Gesellschaft und der gesellige Verkehr.
2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lung der hutten'schen Schriften gegen den Wirtenberger Herzog. Noch vor beendigtem Feldzug hatte Hutten seine Absicht, zunächst wieder an den Hof nach Mainz zurückzukehren, aber auch die, zu heiraten, vermeldet. Anfangs Juni finden wir ihn wieder in Mainz, wo er unter Fortbezug seines Gehalts freier Muße genoß. Ernstliche Heiratspläne und Bitte um Unterstützung derselben spricht er nun (26. Juli) gegen seinen Freund Arnold von Glauberg in Frankfurt a. M. aus; die gehoffte Braut muß aus eben dieser oder der v. holtzhausenschen oder doch einer mit diesen vertrauten Familie gewesen sein; und wie ernstlich die Bewerbung betrieben wurde, zeigt ein Brief des Cochläus vom 8. Februar 1520, Hutten habe Hoffnung nächstens eine reiche Frau aus edlem Geschlechte heimzuführen.

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die Gesellschaft und der gesellige Verkehr.

2.

Unter der Masse der an jedem Morgen die Straßen Roms durchziehenden Besucher gab es eine Classe, und zwar waren dies grade die regelmäßigsten und beständigen, zu der man in irgend einer modernen Gesellschaft (wenigstens in dieser Ausdehnung) vergeblich die Analogie suchen würde. Es waren die Erbschleicher. Daß die Erbschleicherei sich zu einer Art von Profession ausbilden konnte, gehört zu den bezeichnenden Erscheinungen dieser Periode: sie hatte ihren Grund in der Zunahme der Ehe- und Kinderlosigkeit der höhern Stände. Die Ehe hatte schon in der Republik für eine Last gegolten, der sich zu unterziehen der Bürger nur durch die Pflicht gegen den Staat bewogen werden könne. Die fortgesetzten Bürgerkriege untergruben die schon gelockerten sittlichen und socialen Zustände vollends auf die Dauer und die von August. versuchte Restauration konnte nicht anders als oberflächlich sein. Auch die Ehe hatte er durch Belohnungen und Auszeichnungen der Verheiratheten und Eltern, durch Strafen der Kinder- und Ehelosen zu heben und zu stützen gesucht. Vergebens; weder die einen noch die andern konnten die Vortheile aufwiegen, die jedem zufließen, der eine Erbschaft zu vergeben hatte, ohne gesetzliche Erben zu haben. Hatte der Stand der Ehe- und Kinderlosen von jeher für den gemächlichsten und sorgenfreiesten gegolten, so wurde er nun immer mehr der einflußreichste und angenehmste; denn sie konnten unbedingt über Vermögen, Einfluß und Hilfsquellen all derer verfügen, die einst in ihrem Testament berücksichtigt zu werden hofften. Natürlich lag

es im Interesse der Reichen ohne Erben, möglichst zahlreiche Hoffnungen zu nähren, da diese für sie eine Art Leibrente waren, während andrerseits die Erbschaftsjäger große Kunst anwendeten, um die schwer zu fassende Beute zu sichern, ohne sich Blößen zu geben. Die mit der äußersten Uneigennützigkeit und Herzlichkeit maskirten Angriffe, die jeder Theil auf alle schwachen Seiten des andern machte und die oft ebenso fein parirt und erwidert wurden, machen einen hochfomischen Effect, wenn sie freilich auch den krassen Materialismus der damaligen Gesellschaft in widerwärtiger Nacktheit zeigen. Es ist wol nicht überflüssig zu bemerken, daß eine andere Art, sich eine wünschenswerthe Position zu geben, an die zu denken uns näher liegt, nämlich durch Heirath, wenig beliebt war, weil sie selten zum Ziel führte. Bei der in der Kaiserzeit üblichen Form der Eheschließung behielten die Frauen die Disposition über ihr Vermögen.

Es gibt kaum einen Schriftsteller oder Dichter aus der Zeit nach Christus, der die sittlichen und geselligen Zustände berührt, ohne von diesem Gegenstand zu sprechen. Wer dies Treiben aufmerksam beobachtete, dem schien es zuletzt, als wenn ganz Rom in zwei Parteien getheilt sei, von denen die eine auf die Testamente der andern specularte, die andere aus diesen Speculationen Nutzen zu ziehen suchte. In dieser Stadt, sagt Petron, indem er das in Rom heimische Treiben nach Kroton verlegt, werden weder wissenschaftliche Studien getrieben, noch findet Beredsamkeit einen Platz; weder Bravheit noch Sittenreinheit kommen auf einen grünen Zweig, sondern alle Menschen, die ihr sehn werdet, sie mögen sein welche sie wollen, sind in zwei Parteien getheilt. Entweder angeln sie oder sie lassen nach sich angeln. In dieser Stadt zieht niemand Kinder groß; denn wer Leibeserben hat, wird weder zu Gast gebeten noch zu Lustbarkeiten zugelassen, sondern von allen Vortheilen ausgeschlossen und führt ein obscures Leben unter denen, die der Ehre verlustig erklärt sind. Die aber nie geheirathet und keine nahen Verwandten haben, gelangen zu den höchsten Ehren, und werden für die einzigen vortrefflichen Menschen und sogar für schuldlos gehalten. Ihr werdet eine Stadt sehn, die einem Gefilde in einer Pest gleicht, auf dem es nichts gibt als Leichen und Raben, die sie zerfleischen. Einige Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller mögen zeigen, daß diese Schilderung etwas mehr ist als ein bloßes Phantasiegemälde. Seit die Kinderlosigkeit, schreibt der ältere Plinius, angefangen hat zum höchsten Ansehn und Einfluß zu führen und die Erbschleicherei der einträglichste Erwerb zu sein, seit es keinen Genuß gibt außer am Besiz, ist alles, was dem Leben Werth verleiht, zu Grunde gegangen. Die Kinderlosen, sagt Plutarch, laden die Reichen zu Gast, die Vornehmen machen ihnen den Hof, sie sind die einzigen, denen die Anwälte ihren Beistand umsonst ertheilen. Wird ihnen ein Kind geboren, so sind sie auf einmal freund- und machtlos.

Und was soll man sagen, wenn der Philosoph Seneca an eine Mutter, die ihren einzigen hoffnungsvollen Sohn verloren hatte, allen Ernstes folgende Worte richten konnte: „Um einen sehr unwahrscheinlich klingenden, aber doch wahren Trost anzuwenden, so gibt in unserer Gesellschaft Verwaisung mehr Einfluß als sie entreißt, und Einsamkeit führt das Alter, das sie seiner Stützen zu berauben schien, vielmehr so sicher zur Macht, daß Viele Feindschaft gegen ihre Söhne heucheln, ihre Kinder abschwören und sich eine künstliche Verwaisung schaffen.“ Beiläufig gesagt war auch ein guter Theil der kolossalen Reichthümer Senecas, wenigstens nach der Behauptung seiner Gegner, durch Erbschleicherei erworben. Eine reich gesegnete Ehe galt als Beweis eines tugendhaften, selbstverleugnenden Bürgerfinns; der jüngere Plinius berichtet von einem seiner Freunde, daß er mehrere Kinder habe „in einem Zeitalter, wo den Meisten schon ein Sohn durch die Vorzüge der Kinderlosigkeit zur Last wird.“ Als charakteristisch für die primitiven Zustände Germaniens unterläßt Tacitus nicht zu erwähnen, daß Kinderlosigkeit da keine Vorzüge gewährt. Die Metaphern von Angel, Röder, Neusen, und wenn das Geschäft auf großem Fuß betrieben wurde, von Fischbehältern voll fetter Thune, von Geiern und Raben, die auf Aas lauern, haben Schriftstellern und Dichtern oft genug Gelegenheit gegeben, Wig oder Pathos zu entfalten.

In einem der witzigsten Gedichte des Horaz befragt Ulyß den Schatten des Seher's Tiresias, wie er seine durch die Wirthschaft der Freier zerrütteten Verhältnisse verbessern könne und erhält den Rath, sich auf Erbschleicherei zu legen, nebst den nöthigsten Anweisungen. Es gehörte keine geringe Kunst dazu, um dies Geschäft mit Erfolg zu betreiben. Es war eine schwere Aufgabe, nie aus der Rolle zu fallen, nie zu wenig zu thun, nie zu übertreiben. Von angenehmen kleinen Aufmerksamkeiten und Galanterien bis zu den wichtigsten und mit persönlicher Aufopferung verbundenen Dienstleistungen konnten kinderlose, reiche alte Herrn und Damen von ihren ergebenen Freunden alles verlangen und erwarten. Ihnen wurden die feinsten Leckerbissen zugesandt, Edelobst, feiner Honig, Gebäck und Wild liefen von allen Seiten in ihren Küchen ein. Ihre Gedichte fanden die lebhafteste Bewunderung. Ihre theure Gesundheit war der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt. Lagen sie zu Bett, so ließ ihre Krankenpflege nichts zu wünschen übrig. Gelübde, Gebete und Opfer stiegen zu den Göttern auf, Weissager wurden befragt, man vermaß sich, sagt Juvenal, im Fall ihrer Genesung Elephanten und Menschen zu opfern. Das schönere Geschlecht zeigte ihren Vorzügen gegenüber eine liebenswürdige Schwäche. Gesiel ihnen das Haus eines ihrer Freunde, so wurde es ihnen unentgeltlich zur Wohnung eingeräumt. Waren sie in einen schlimmen Rechtshandel verwickelt, so drängte man sich sie zu vertheidigen, die Sache mußte verzeiwelt stehn, wenn sie nicht gewannen. Ihre Atrien

waren an jedem Morgen von einem Schwarm von Besuchern aus den besten Kreisen gefüllt. Martial zählt einmal unter den Diensten, die der Patron von seinen Klienten verlangt, auch den auf, ihn täglich zu ungefähr zehn Witwen begleiten zu müssen. Man sieht, sagt Juvenal, einen Prätor am frühen Morgen den vorausgehenden Victor zu größerer Eile treiben: warum ist er so hastig? Er fürchtet, es möchte ihm bei Frau Modia oder Albina ein College zuvorkommen.

Dieser lästige, kostspielige und entwürdigende Dienst wurde auch im besten Fall auf sehr unsichere Aussichten hin geleistet; selbst dann, wenn die kinderlosen Reichen die aufrichtige Absicht hatten, ihn entsprechend zu vergüten; denn wie oft überlebten sie die, die sich geschmeichelt hatten sie zu beerben? Sehr häufig aber hatten sie diese Absicht gar nicht. Ihr Interesse war es, wie gesagt, möglichst viel Hoffnungen zu nähren, gleichviel ob sie nach ihrem Tode befriedigt wurden. Es war ihnen nicht zu verdenken, wenn sie auf einen Schelmen anderthalb spielten. Ihr Husten war oft nur fingirt. Sie machten ihr Testament womöglich dreißigmal in einem Jahr, um ihre Freunde ebenso oft zu den äußersten Anstrengungen zu treiben. Ja bisweilen mochte es einem Virtuosen gelingen, sich in den Besitz aller Vortheile der kinderlosen Reichen zu setzen, ohne reich zu sein. Die ungeheuern Güter in Afrika, die Rauffahrtsschiffe, die von Karthago unterwegs waren, die Sklavenheere u. s. w., mit denen er groß that, waren nichts als Puff.

Doch bei weitem das größte Contingent zu den Scharen der Morgenbesucher wurde von einer Menschengattung gestellt, die in Rom so zahlreich war wie in allen Weltstädten, den beschäftigten Müßiggängern. Man nannte sie mit einem Namen, der früher nicht vorkommt und vielleicht erst zu Anfang der Monarchie, wo diese Classe sich sehr vermehrte, in Aufnahme gekommen ist, Ardelionen. Es gibt, sagt ein Dichter des ersten Jahrhunderts, zu Rom eine Nation von Ardelionen, die eifertig umherrennt, voller Geschäftigkeit im Müßiggang, um nichts in Athem, vieles betreibt und nichts zu Stande bringt, sich selbst beschwerlich, andern aufs höchste widerlich ist. Seneca, der diese Menschen nach dem Leben geschildert hat, vergleicht sie mit Ameisen, die ohne Plan und Zweck an Bäumen bis zum Gipfel hinauf und wieder zur Wurzel herablaufen. Es sind die Leute, deren Leben eine ruhelose Unthätigkeit ist, die nie etwas zu thun haben, aber immer so aussehen als hätten sie etwas zu thun, die nicht ein bestimmtes Vorhaben, sondern der neue Morgen aus dem Hause treibt, die nur ausgehn, um das Gedränge zu vermehren. Wenn sie aus der Thür traten, gaben sie auf die Frage: Wo gehst du hin? Was hast du vor? zur Antwort: Ich weiß es in der That selbst nicht; aber ich will einige Besuche machen, irgend etwas unternehmen. Man fühlt Mitleiden mit ihnen, wenn man sie rennen sieht wie zum Feuer-

löschen, so sehr stoßen sie jeden, der ihnen in den Weg kommt, und stürzen sich und andere kopfüber; und wohin laufen sie? Sie machen einen Besuch, der nie erwidert wird. Wenn sie aus den wichtigsten Veranlassungen in der ganzen Stadt umhergerannt sind und endlich wieder nach Hause kommen, be-theuern sie, sie wüßten gar nicht, weshalb sie ausgegangen, wo sie gewesen seien, und — treten am nächsten Tage dieselben Wanderungen an. Dies Geschlecht führte dies Leben noch in hohen Jahren unverändert fort, und starb im eigentlichsten Sinn in der Ausübung seines Berufs. Es gab Sechziger, die an jedem Morgen in Schweiß gebadet und „feucht von den Küssen des ganzen Rom“ umherfeuchten, in dem Empfangszimmer jeder Dame ihren guten Morgen abstatteten, zehnmal am Tage nach dem kaiserlichen Palast hinauseilten und fortwährend die Namen der mächtigsten Männer im Mund, führten: Dies sagt Martial, mögen allerdings junge Männer thun, aber nichts ist häßlicher als Ardelio in grauen Haaren.

Zum Glück für die hier geschilderte Classe gab es außer den Morgenbesuchen noch eine Menge nicht minder wichtiger Veranlassungen, den ganzen Tag außer dem Hause zuzubringen. Das hatten alle, die von ihrer Zeit einen bessern Gebrauch zu machen mußten, oft schmerzlich zu empfinden. „Es ist merkwürdig, sagt der jüngere Plinius, wie in Rom an jedem einzelnen Tage die Rechnung stimmt oder doch zu stimmen scheint: im Ganzen aber und wenn man mehre zusammennimmt, gar nicht. Denn wenn man jemanden fragt: Was hast du heute gethan? so ist die Antwort: ich habe einer Anlegung der Männertoga beigewohnt, eine Verlobung oder Hochzeit mitgemacht; jener hat mich zur Mituntersegnung seines Testaments, dieser zum Beistand vor Gericht, ein dritter zu einer Berathschlagung eingeladen. Dergleichen Dinge erscheinen an dem Tage, wo man sie gethan hat, nothwendig, wenn man bedenkt, daß man sie täglich gethan, nichtig, und das um vieles mehr, wenn man Rom im Rücken hat. Hier sind nur einige von den zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen erwähnt, die eine ausgebreitete Bekanntschaft in Rom mit sich brachte; andere waren zum Theil noch zeitraubender und lästiger, wobei man in Anschlag bringen muß, daß die meisten einen festlichen Anzug erforderten und es ohne weite Wege in der großen Stadt selten abging. Bei allen bedeutenden festlichen oder schmerzlichen Anlässen forderte die Sitte, daß die Freunde des Feiernden oder Trauernden sich in möglichst großer Zahl einfanden, z. B. auch bei Leichenbegängnissen. Die Anlegung der Männertoga war die Ceremonie, die den Eintritt des Knaben ins bürgerliche Leben bezeichnete, gewöhnlich im funfzehnten Jahr. Besonders zeitraubend müssen Verlobungen und Hochzeiten gewesen sein, wenn man Bekanntschaften unter den Damen hatte, die sich schon wieder scheiden ließen, wenn das grüne Laub noch nicht abgewelkt war, das beim Einzug der jungen Frau die Pfosten

der neuen Hausthür schmückte, und es so zu acht Männern in fünf Jahren brachten. Außer der Abfassung des letzten Willens gab es noch eine große Anzahl bürgerlicher Handlungen, die zu ihrer Rechtsgiltigkeit die Anwesenheit mehrer Zeugen erforderten; diese untersiegelten das betreffende Document genau in der Reihenfolge, die sich aus ihrem Rang und ihrer gesellschaftlichen Stellung ergab. Dann waren Krankenbesuche zu machen, man mußte einem Proceß beiwohnen, einen Candidaten bei seiner Amtsbewerbung unterstützen, das Gefolge eines Consuls oder Prätors bei dem feierlichen Antritt seines Amtes vermehren. Oder man hatte einem Rechtsanwalt zugesagt, ihn plädiren, einem Lehrer der Beredsamkeit ihn vortragen zu hören, oder (das schrecklichste der Schrecken) die Einladung des neuesten poetischen Genies zu der Vorlesung des schon so lange sehnlich erwarteten Gedichts angenommen. In diesem Strudel von geselligen Verpflichtungen war es schwer, sich selbst zu leben. Es war kein Wunder, wenn tiefere Naturen, wie Horaz, sich aus den „Fluten und Stürmen“ des römischen Lebens in die Ruhe und Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts retteten. Dagegen waren die Ardelionen in ihrem Element; die Verhältnisse beförderten das Wachsthum dieser Menschenclasse ins Grenzenlose und ließen sie nie ausgehn.

Der gesellige Verkehr erhielt durch die Sitte, an öffentlichen Orten zur Unterhaltung zusammenzukommen, (die für die beschäftigten Müßiggänger und Pflastertreter wie geschaffen war) eine gewisse Aehnlichkeit mit dem modernen italienischen; nur daß freilich die Zahl dieser Orte gegenwärtig auf sehr wenige beschränkt ist, als Cafés, Buchläden, u. dergl. in denen immerhin noch ein guter Theil der Stadtbevölkerungen sich mehr oder minder beständig aufhält, Bekanntschaften anknüpft und cultivirt, Neuigkeiten erfährt und erzählt, Conversation macht u. s. w., so daß die Brennpunkte des geselligen Lebens für ganze Classen des Mittelstandes im untern und zum Theil schon im mittlern Italien außerhalb des Hauses liegen. Im alten Rom war dies in unendlich höherm Grade der Fall, theils in Folge der antiken Lebensweise, theils der Großartigkeit und Menge öffentlicher Anstalten, zu denen der Zutritt niemandem versagt war. Die Sitte des täglichen Bades versammelte nach Beendigung der Tagesgeschäfte, unmittelbar vor der Hauptmahlzeit viele tausende in den Thermen. Diese wundervollsten Prachtbauten der Kaiserstadt, deren Ueberreste den Ruinen ganzer Städte gleichen, enthielten nicht nur Badeanstalten aller Art, sondern auch weite Säle und Hallen zu gymnastischen Uebungen, zur Unterhaltung, zur Erfrischung, kurz alle nur erdenklichen Comforts. Wie hier kamen auch auf dem Marsfeld nur Männer zusammen, auf dessen auch im Winter grünen Rasenboden eine Menge sich in Leibesübungen tummelte, wo man ritt, fuhr, Ball schlug, in Waffen und im Ringkampf sich maß, in den gelben Fluten der vorüberströmenden Tiber

schwamm und Gewandtheit und Kraft von den Bravos der Zuschauer belohnt wurden. Dagegen auf den öffentlichen Spaziergängen zeigten sich auch Frauen. Hier wandelte man zwischen Burhecken oder im Schatten von Platanen- und Lorbeeralleen, um die sich Säulenhallen zogen, mit Statuen, Bildern und kostbaren Teppichen reich geschmückt. Hier sah man zierlich gekleidete Männer neben Sänften von Frauen gehn, und den Sonnenschirm über sie halten. Auch die Schauspiele wurden als Orte der geselligen Unterhaltung benutzt, und wenigstens im Circus saßen Männer und Frauen zusammen. Endlich die Tempel waren als Orte der Verführung förmlich verrufen, am meisten die der ägyptischen Gottheiten; und ein unter Tiberius in die Oeffentlichkeit gelangtes schandbares Ereigniß bewirkte damals scharfe Maßregeln gegen diesen Gottesdienst. Ein römischer Ritter hatte im Einverständniß mit den Priestern eine angesehene Frau unter der Maske des hundsköpfigen Gottes Anubis verführt, und sie war naiv genug gewesen, sich der ihr zu Theil gewordenen Ehre gegen ihre Freundinnen zu rühmen.

Auch an den Gastmählern nahmen Frauen Theil. Neuvermählte mußten oft gleich nach der Hochzeit eine Reihe von solchen ihnen zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten durchmachen. Hier hatten in der Stadt „wo man des Lasters lachte und verführen und sich verführen lassen Zeitgeist hieß“ (Tacitus), die Bewerbungen der Männer um die Gunst der Frauen um so mehr Aussicht auf Erfolg, als sie von so mancher aufregenden Unterhaltung unterstützt zu sein pflegten; denn üppige spanische Ballets, frivole Scenen und Possen, schmelzende Musiken wurden den Gästen zur Würze der Tafel, nur zu oft im Uebermaß, geboten; falls nicht etwa der Hausherr seine eignen Gedichte vorlas. Eine von den Heroïden Ovids schildert Paris Bemühungen um Helena an der Tafel seines Gastfreundes mit den Farben und im Costüm jener Zeit, die Unsittlichkeit des damaligen Rom spiegelt sich in dem Gedicht auf eine abschreckende Weise. Die freche Zuversicht des Verführers, der seiner Geliebten versichert, sie könne nicht so häuslich sein, eine Schönheit wie die ihre mit Tugend vereinbar zu halten, und ließen sie die ihnen von Menelaus gebotene Gelegenheit unbenutzt, so würden sie noch dünner sein als er selbst; die graziöse Unbefangenheit der schönen Frau, die ohne die mindeste Befremdung zu zeigen zwar eine ausdrückliche Zusage ablehnt, aber andeutet, daß sie sich überraschen zu lassen wünscht; endlich die grenzenlose Verachtung, mit der beide auf den treuherzigen und vertrauensvollen Gemahl herabsehn — alles dies sind aus dem Leben genommene Züge, und so ist es auch die folgende Schilderung der gemeinsamen Mahlzeit. Die Schöne fühlt die kühnen unverwandten Blicke ihres Bewunders auf sich geheftet; er seufzt, er ergreift ihren Becher und berührt ihn an der Stelle mit seinen Lippen, an der sie ihn zum Trinken angelegt hat, er macht ihr Zeichen mit Augen und Fingern, er schreibt mit

Wein zärtliche Chiffren auf den Tisch, er erzählt Liebesgeschichten, die in durchsichtiger Verhüllung seine eigne Leidenschaft verrathen, ja er stellt sich betrunken, um seine Kühnheit unverfänglich erscheinen zu lassen.

Es gibt leider keinen gleichzeitigen Schriftsteller, der uns Proben aus der geselligen Conversation des kaiserlichen Rom in irgend einer Zeit aufbehalten hätte, höchstens die Brieffammlung des jüngern Plinius kann uns dienen, um den aus Herzlichkeit und Höflichkeit gemischten Ton der höhern Stände uns zu vergegenwärtigen, in dem der gebildete Italiener, der Meister der Gentilezza, auch heute so viel Angenehmes so ungezwungen bei jeder Gelegenheit zu sagen weiß. Unter dem Druck des schrankenlosesten Despotismus, in der unmittelbaren Nähe des Hofes und bei einer in allen Ständen aufs umfassendste (auch mit provocirenden Agenten) organisirten Spionage konnte sich übrigens auch das gleichgiltigste Gespräch nur mit tastender Behutsamkeit bewegen, und völlig zwanglos war man auch unter den besten Regierungen nicht. Martial sagt in einem Gedicht, worin er sechs Freunde zu einem frugalen Mahle ladet, diesem Feste solle die Freimüthigkeit fern bleiben, die man am andern Tage bereuen könnte. Dies war freilich ein Gebot der natürlichsten Klugheit, aber es mochte schwer genug sein, alle Gegenstände zu vermeiden, deren Besprechung damals möglicherweise freimüthig gefunden werden konnte, wenn man nicht Martials Rath, „sich von den Blauen und Grünen im Circus zu unterhalten“ ausschließlich befolgen wollte. Die gewaltsame Ausschließung der Deffentlichkeit in allem, was die innere und äußere Politik betraf, hatte natürlich die Folge, Vermuthungen, Gerüchte und Combinationen ins Grenzenlose zu vermehren (Tacitus nennt Rom eine „redelustige“ Stadt) und die Sehnsucht nach Neuigkeiten unaufhörlich rege zu erhalten. Es fehlte nicht an Leuten, die immer das Neueste wußten und dieser begehrten Eigenschaft manche Einladung an wohlbesetzte Tafeln verdankten; ihre Kunst war sehr einfach; was sie nicht erfahren konnten, erfanden sie. Sie kannten die neuesten Intentionen des parthischen Cabinets, wußten die augenblickliche Stärke der Besatzungen am Rhein und Donau auf den Mann anzugeben, waren im Stande mitzutheilen, was die eben eingetroffene und noch nicht eröffnete Depesche von der dacischen Armee enthielt, wie oft im Lauf des Jahres in Oberägypten Regen gefallen, wie viel Schiffe aus den afrikanischen Häfen ausgelaufen waren, welcher Dichter bei der nächsten Preisvertheilung auf dem Capitol den Kranz erhalten werde. „Spare deine Kunst,“ redet Martial einen solchen Fabrikanten von Neuigkeiten an, „du sollst heute bei mir essen, aber nur unter der Bedingung, daß du mir nichts Neues erzählst.“ Doch bei weitem schlimmer und unheilvoller war die Ausspürung und Verbreitung von Geheimnissen, durch die bedeutende Männer compromittirt und oft ganze Familien dem Untergange geweiht wurden, nicht immer durch böse Absicht, sondern oft genug

nur durch die Sucht, mit wichtigen und interessanten Neuigkeiten groß zu thun veranlaßt. Seneca leitet diese Umträgerei aus dem Bedürfniß des beschäftigten Müßiggangs ab, die Zeit zu füllen, „daher,“ sagt er, „rührt jenes scheußlichste Laster, die Horcherei und Ausspürung von öffentlichen und geheimen Angelegenheiten und die Wissenschaft vieler Dinge, die weder sicher angehört noch sicher mitgetheilt werden.“ Dieser Umträgerei leisteten die ungeheuern Dienerschaften der großen Häuser außerordentlichen Vorschub. Ein Reicher, sagt Juvenal, hat nie ein Geheimniß. Wenn seine Sklaven schweigen, reden seine Pferde und Hunde, seine Thürpfosten und Marmormände. Er schließe seine Fenster, verstopfe die Spalten, lösche das Licht, und wenn niemand bei ihm schläft, weiß doch vor Tagesanbruch der nächste Schenkwirth, was er um die Zeit des zweiten Hahenschreies gethan hat. Die Sklaven fanden noch größeres Vergnügen darin, die Geheimnisse ihrer Herrschaft aus-
 zuplaudern, als gestohlenen Falerner zu trinken, und rächten sich für empfangene Prügel durch Geschichten, die zu erfinden sie keineswegs blöde waren, die Zunge war an ihnen der schlimmste Theil. So ging denn nicht leicht etwas in der Gesellschaft vor, das nicht in den zunächststehenden Kreisen sogleich Gegenstand des Gesprächs geworden wäre, und der Conversation floß immer neuer, unerschöpflicher Stoff zu. Ein reicher Mann starb plötzlich an einer Indigestion ohne ein Testament zu machen, ein anderer baute ein großes Haus in der Stadt oder auf einem Gute, jemand, der in beschränkten Verhältnissen war, veranstaltete ein luxuriöses Gastmahl, dergleichen wurde bei allen Gastmählern, in Thermen und Theatern besprochen, commentirt und kritisirt. Natürlich war nichts willkommener als Verhältnisse aller Art zwischen beiden Geschlechtern. Schon Properz wußte, daß Cynthia nicht ungestraft schön sein durfte, und daß der Schönheit die Nachrede als Buße beigelegt ist. Besonders unter den Frauen fehlte es nicht an solchen, die alles wußten, was vorgegangen war, und auch manches, was nicht vorgegangen war. Doch neben der Skandalchronik gab es im kaiserlichen Rom noch ein anderes, ebenso unerschöpfliches und kaum minder beliebtes Thema der Unterhaltung, die Schauspiele. Die Bestrebungen der Kaiser, das Volk durch Schauspiele zu beschäftigen und zu unterhalten, sind allbekannt, und wurden auch von den Zeitgenossen vollkommen richtig beurtheilt. Schon dem Schöpfer des pantomimischen Ballets, das auf der Bühne des kaiserlichen Rom in kurzem völlig dominirte, wird ein darauf bezügliches kühnes Wort in den Mund gelegt. Als August ihm wegen seiner Rivalität mit seinem Kunstgenossen Bathyll und der daraus im Publicum entstandenen Spaltungen Vorwürfe machte, soll er geantwortet haben: „Es ist dein Vortheil, Cäsar, wenn das Volk durch uns in Anspruch genommen wird. Die kolossalen Anstrengungen der Cäsaren, die Interessen des Volks in diese Bahn zu lenken, sind durch den Erfolg noch übertroffen worden. Die Leiden-

8581 1 1104 (1104)

schaft für die Bühne, die Arena und den Circus gleich einer epidemischen Krankheit, die sich von den untern Schichten der Gesellschaft auf die höhern Stände verbreitete, die Leidenschaft für Gladiatoren und Rennpferde, so wird in einer um die Zeit von Titus Tod verfaßten Schrift geklagt, erfüllte die Gemüther so völlig, daß sie keinen Raum für edlere Bildung ließ.

Noch ein charakteristisches Moment der geselligen Unterhaltung ist zu erwähnen. Die beiden ersten Jahrhunderte waren Zeiten, in denen das Streben nach encyclopädischer Bildung sehr verbreitet war, das, wie natürlich, häufig genug in oberflächliche Vielwisserei ausartete. Daß diese nicht ermangelte, sich in der Conversation gehörig zur Schau zu stellen, versteht sich von selbst. Die Art, wie der petronische Trimalchio sich an seiner Tafel über alle Wissenschaften und Künste vernehmen läßt, zeigt hinreichend, wie sehr dergleichen Thema zur Unterhaltung beliebt waren, denn wenn schon ein reicher Freigelassener in einer Handelsstadt dabei so lange verweilt, muß in dem bildungsbeifigen Rom bei weitem mehr Aufheben davon gemacht worden sein. In der That fehlte es nicht an solchen, die philosophische und literarische Studien machten, um ihre Gelehrsamkeit bei Tafel auszuframen und vielleicht gar die Bewunderung eines Senators zu erregen, den ein günstiges Geschick ihnen zum Nachbar geben mochte.

Solche vereinzelte, zufällig erhaltene Züge geben von dem Ton und Inhalt der geselligen Unterhaltung freilich nur ein sehr unvollkommenes Bild. Manches würden wir uns denken können, auch wenn wir nicht im Stande wären es mit Citaten zu belegen, wie wir z. B. auch ohne Senecas ausdrückliche Mittheilung wissen würden, daß Einleitungen von Gesprächen mit Betrachtungen über das Wetter zwar gewöhnlich waren, aber keineswegs für geistreich galten. Zum Schluß möge hier die Schilderung eines Stupers aus Martials Feder stehn. Er trägt sein Haar in kunstvoller Ordnung, er duftet stets nach den feinsten Gerüchen. Er trällert alexandrinische Melodien und Ritornells spanischer Ballets, er bewegt seine glatten Arme in tänzerartiger Manier. Er sitzt den ganzen Tag unter den Lehnseffeln der Frauen und hat immer in irgend ein Ohr zu flüstern. Er schreibt Biletchen und liest die Biletchen andrer, er nimmt sich vor einer Berührung mit dem Ellbogen seines Nachbarn in Acht. Er weiß von jedem, in welche Frau er verliebt ist, er läuft von einem Gastmahl zum andern, er weiß den Stammbaum des beliebtesten Renners im Circus auswendig. Der Dichter meint, es sei eine sehr verwickelte Sache, alle diese Eigenschaften zu vereinigen.